Pfarrerin Angelika Obert, Berlin

Montag, 25. April 2022

Schon seltsam, wie manchmal aus den Tiefen des Gedächtnisses plötzlich eine Liedzeile auftaucht und nicht wieder weggehen will. So eine Art Ohrwurm hat mich in den letzten Wochen immer wieder begleitet: ‚Ach, Herr, gib unsern aufgeschreckten Seelen das Heil, für das du uns geschaffen hast.' Ein Gebetsruf. Menschen, die öfter in die Kirche gehen, wissen wohl, aus welchem Lied diese Zeile stammt, denn in der Hitparade der Kirchenlieder steht es weit oben: ‚Von guten Mächten, wunderbar geborgen' fängt es an und das wird gern gesungen zu Neujahr, aber auch bei Taufen. Und immer war mir dabei ein bisschen kuschelig zumute, festfreudig – eben wunderbar geborgen. Das mit den ‚aufgeschreckten Seelen' in der zweiten Strophe habe ich so ernst gar nicht genommen. Aber seit die russischen Truppen die Ukraine angegriffen haben, bin ich aufgeschreckt – und nicht nur ich, es sind ja alle. Sprachlos, bedrückt, bedroht. Wir sind nicht mehr so wunderbar geborgen mitten in Europa. Ich hätte das gewiss auch vorher schon wissen können, aber so ist es wohl: Nichts schreckt so sehr auf wie die Gewalt des Krieges. Nun steht mir auch wieder deutlich vor Augen, unter welchen Bedingungen das Lied von den guten Mächten entstanden ist. Dietrich Bonhoeffer hat es im Dezember 1944 geschrieben, im Bombenhagel des 2. Weltkriegs, als er selbst bereits im Kellergefängnis des Reichssicherheitshauptamts eingekerkert war. Ihm drohte die Hinrichtung als Widerstandskämpfer. Er war wirklich in der Hand der bösen Macht. Aber in der Einsamkeit des Kerkers offenbar doch gehalten von seiner Glaubensstärke und auch von den Menschen, mit denen er sich verbunden wusste. Für sie hat er das Lied von den guten Mächten geschrieben. Und dann bricht er doch in ihm auf, der Schrecken, der ihn stöhnen lässt: ‚Ach, Herr, gib unsern aufgeschreckten Seelen das Heil, für das du uns geschaffen hast…' Aber was ist das – Gottes Heil in einer Zeit des Unheils? Ich stelle mir vor: Es ist eine Kraft, die von Gottes Dasein weiß. Eine Kraft, die mich der Bedrohung standhalten lässt, mich davor bewahrt, dass ich mich in Angst- oder Hassphantasien verliere. Dass ich die erschreckende Ungewissheit aushalten kann, ohne sie mit schnellfertigen Deutungen zu bändigen.

Pfarrerin Angelika Obert, Berlin

Dienstag, 26. April 2022

Ein Rabbi fragt seine Schüler: „Wann beginnt der Tag?“ – „Vielleicht, wenn man einen Hund von einem Kalb unterscheiden kann?“ vermutet einer. „Nein“, sagt der Rabbi. „Aber wenn ich einen Pflaumenbaum von einem Pfirsichbaum unterscheiden kann?“ rät ein anderer. „Nein“, sagt der Rabbi, „der Tag beginnt, wenn du in das Gesicht eines Menschen blickst und darin deinen Bruder oder deine Schwester siehst.“

Eine jüdische Lehrgeschichte. Oft erzählt. Nicht so oft beherzigt. Eine Geschichte, die zur Zeit nach Ostern passt, in der wir in der Kirche den Sieg des Lichts über das Dunkel feiern. So haben die Männer und Frauen um Jesus die Auferstehung ja erlebt: Der Schleier vor ihren Augen war weg. Endlich konnten sie alles im richtigen Licht sehen. Und da wussten sie: Es ist viel zu dürftig, den Hund vom Kalb und die Pflaume vom Pfirsich zu unterscheiden. Sehen bedeutet nicht nur unterscheiden, sondern auch verbinden. Das Leben wahrzunehmen in allen. Sich verbunden zu wissen mit dem anderen Lebendigen. Da mussten sie nun nicht mehr fragen: Wer ist der Beste von uns? Sie konnten sich, verschieden wie Hund und Kalb, als Geschwister ansehen.

Ostern – das bleibt die Zeitenwende, die auf Versöhnung hoffen lässt. Ich möchte das nicht vergessen, gerade jetzt nicht, wo das Wort ‚Zeitenwende‘ so viel mehr nach Krieg als nach Frieden klingt.

Aber wie beginnt mein Tag? Nicht so österlich. Zwischen Aufstehen und Schlüssel einstecken nisten sich die gewohnten Sichtweisen in mir ein – und wenn ich fertig zum Aufbruch bin, habe ich den üblichen Schleier vor den Augen, der die Menschen um mich sortiert in solche, die mich nichts angehen und andere, die ich nur zu gut kenne. Was würde ich sehen, wenn ich versuchte, im Gesicht des andern meinen Bruder oder meine Schwester zu erkennen? Ferne Menschen würden mir nahe rücken. Mit geschwisterlichem Blick muss ich den tobenden Jugendlichen an der Ecke nicht gleich misstrauen. Ja sicher, ferne Menschen wären freundlich zu achten. Aber auch die Nahen! Die ganz Nahen, die müsste ich wohl ein bisschen von mir wegrücken, um auch in ihnen Bruder und Schwester zu erkennen. Nicht bloß „mein Kind“, „meine Mutter“, „meinen Mann“. Nicht bloß festgelegt für mich, sondern mit mir frei vor Gott.

Pfarrerin Angelika Obert, Berlin

Mittwoch, 27. April 2022

‚Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens, dass ich liebe, wo man hasst; dass ich verzeihe, wo man beleidigt; dass ich verbinde, wo Streit ist; dass ich die Wahrheit sage, wo Irrtum ist…' So beginnt ein berühmtes Gebet, das dem Heiligen Franz von Assisi zugeschrieben wird. Aber so alt ist es gar nicht. Es entstand wohl im Jahr 1912 in einer französischen Bruderschaft – und wurde weltweit bekannt erst während des ersten und zweiten Weltkriegs. Das finde ich schon erstaunlich, denn wenn erst einmal Krieg ausgebrochen ist, dann weiß man doch: Jetzt gilt es, Stärke zu zeigen. Der Feind darf nicht siegen. Jetzt wird aufgerüstet und gekämpft. Unvermeidlich scheint diese Reaktion. Aber wenn Städte in Schutt und Asche liegen, die Toten nicht mehr zu zählen sind, dann wissen auch alle: Nichts ist verheerender als der Krieg, nichts kostbarer als der Frieden. Und er ist nicht selbstverständlich in dieser Welt der Herrschaftsinteressen – Menschen werden der Gewalt immer wieder ausgeliefert sein. Sie sind es ja auch gegenwärtig nicht nur in der Ukraine.

Aber was nützt da das Gebet? Meine kleine Liebe kann vielleicht den Streit in der Familie schlichten, aber doch keine Panzer zum Rückzug bewegen. Wenn ich so etwas phantasiere, merke ich aber schon, dass ich mir offenbar auch Macht wünsche, wenn ich bete: ‚O Herr, mache mich zu einem Werkzeug deines Friedens…' Und darum geht es wohl überhaupt nicht. Das Gebet will mir vor allem helfen, dass ich mich der herrschenden Logik des Kampfes nicht blindlings überlasse, dass ich nicht aufhöre, die andere Möglichkeit zu suchen – den Frieden zu suchen, auch wenn ich das nur an meinem Ort tun kann. Und mein Ort – das bin wohl zuallererst ich selbst. Bevor ich mich zum Friedensengel in meiner Umgebung aufschwinge, sollte ich auch fragen: Wie sieht es aus mit den Kriegsschauplätzen in meinem Herzen? Wem will ich die Kränkung, die mich erbost hat, nicht vergessen? Wer ist in meinen Selbstgesprächen der sorgsam gepflegte Feind, dem ich es so gerne mal heimzahlen möchte? Kann ich mit ihm oder ihr Frieden schließen? Sollte ich nicht, da mir der Friede doch so kostbar ist? Gewiss, die Welt wird davon nicht gleich besser, aber ich könnte es werden. Ein bisschen.

Pfarrerin Angelika Obert, Berlin

Donnerstag, 28.4.2022

‘Die Menschen lügen. Alle.‘ So stöhnt in der Bibel der Dichter des 116. Psalms. Er ist ins Trudeln geraten. Woran kann er sich noch halten, wenn die Welt so voller Lüge ist? Wie finden Menschen dann noch zusammen? Der Dichter des Psalms ist fromm: Gott, sagt er, zieht mich aus dem Lügennetz. Mit ihm habe ich wieder Boden unter den Füßen.
Die Menschen lügen. Alle. Ich weiß gar nicht, ob ich über diese Erkenntnis in den vergangenen Jahren überhaupt noch gestöhnt habe. Schon die allgegenwärtige Reklame hat mich daran gewöhnt, dass Worte mit den Tatsachen nicht viel zu tun haben müssen. Und dann gibt es ja diese vielen Studien, die mehr oder weniger genau belegen, dass jeder Mensch am Tag mehrmals lügt, was sicher stimmt, wenn man jede Notlüge und Höflichkeitslüge mitzählt. Aber auch das wurde bereits erforscht: Je mehr wir an unsern Leistungen gemessen werden, umso mehr wird auch gelogen – also in den Konkurrenzkämpfen der vergangenen Jahre immer mehr. Habe ich mich darüber aufgeregt? Oder mich doch irgendwie daran gewöhnt?
Ins Trudeln bin ich nun allerdings doch geraten, seit es offenbar sehr vielen Menschen überhaupt nicht mehr drauf ankommt, ob etwas zutrifft oder nicht, nachdem ein mächtiger Präsident den Begriff von den ‚alternativen Fakten‘ geprägt hat. Aber er war es nicht allein, den die Wirklichkeit in der Welt nicht mehr interessierte. Viele haben sich in ihren oft hasserfüllten Phantasieblasen eingeigelt. Und nun dieser andere mächtige Präsident, der mit maßlosen Lügen einen schrecklichen Krieg führt und auch sein eigenes Volk ins Verderben stürzt. Sehr klar und zum Verzweifeln zeigt sich jetzt: Es ist alles andere als harmlos, wenn die Worte mit den Tatsachen nichts mehr zu tun haben. Da kann die ganze Welt ins Trudeln geraten. Und ging nicht so etwas wie ein Aufatmen fast durch die ganze Welt, weil eine russische Redakteurin sich traute, für ein paar Sekunden im Fernsehen dem Lügengespinst entgegenzutreten? Ihr Mut wurde gefeiert. Wir hier brauchen ja gar nicht so viel Mut, aber wohl doch noch mehr Wahrheitsliebe. Damit wir uns nicht etwa daran gewöhnen, dass es mit unsern Worten nicht so drauf ankommt, weil die Menschen ja sowieso alle lügen. Wer Frieden will, wird sich um Wahrhaftigkeit bemühen.

Pfarrerin Angelika Obert, Berlin

Freitag, 29.4. 2022

Es gibt in der Bibel Gebete, die den frommen Menschen immer wieder peinlich sind und über die die Aufgeklärten den Kopf schütteln. Das sind die sogenannten Klagepsalmen, in denen Gott ganz drastisch um Rache angefleht wird, um Bestrafung der Feinde. Da heißt es zum Beispiel: ‚Du Gott, der Vergeltung übt, HERR, du Gott, der Vergeltung übt, erscheine in deinem herrlichen Glanz! Erhebe dich, du Richter der Erde, zahle den Stolzen ihre hochmütigen Taten heim! HERR, wie lange sollen diese Gottlosen triumphieren?'

Darf man denn so beten? Gott für den eigenen Zorn in Anspruch nehmen? Das kann man fragen, wenn man gemütlich in seinen vier Wänden sitzt. Aber wie ist es, wenn plötzlich ein ganzes Volk einer übermächtigen Kriegsmacht ausgeliefert ist? Wenn Wut und Verzweiflung die Kehle zuschnüren, weil Städte in Schutt und Asche gelegt werden, das Töten in den Straßen wütet, Brot und Wasser knapp werden, wenn nichts mehr bleibt als die Flucht, die Vertreibung ins Ungewisse? Die Menschen der Bibel kannten diese Erfahrung. Israel war ja ein kleines Volk inmitten von gierigen Großmächten. Die Menschen der Bibel haben gewusst: Auch Wut und Verzweiflung gehören ins Gebet. Oder mehr noch: Gerade der Hass auf die Gewalttäter, der ohnmächtige Zorn, der nach Vergeltung schreit, muss ins Gebet genommen werden. Denn Beten heißt ja doch aufschauen aus der eigenen Wirrnis, Beziehung aufnehmen zu Dem, dem sich alles Leben verdankt, Gottes Licht suchen. Wie kann das gehen, wenn nicht vor Ihm auch ausgesprochen wird, was im eigenen Herzen tobt und den Blick verfinstert?

‚Wenn der Herr mir nicht hülfe, läge ich bald am Ort des Schweigens', heißt es im Psalm. Dann wüsste nicht mehr ein noch aus. Das Klagegebet klärt. Am Ende geht es gar nicht mehr so sehr um die Bestrafung der Feinde, sondern vielmehr um die Sehnsucht nach Gerechtigkeit: ‚Schaffe Recht, Gott. Recht muss doch Recht bleiben' – so rufen die Betenden im Psalm. Haben wir eigentlich, frage ich mich, haben wir das noch: Solche Sehnsucht nach Gerechtigkeit? Und wäre es nicht gut, auch für uns, wenn wir nicht steckenblieben in Empörung, Wut und Ohnmacht, sondern sie unter uns wieder stark würde: die Sehnsucht nach Gerechtigkeit? Wenn wir um Frieden beten, gehört sie dazu.

(Zitate aus Psalm 94, Neue Genfer Übersetzung)

Pfarrerin Angelika Obert, Berlin

Sonnabend, 30.4. 2022

‚Geh aus, mein Herz, und suche Freud': Wenn die Tage wieder lang und hell werden, die Sonne wärmt, der Flieder blüht, die Bäume in frischem Grün erstrahlen und die Amseln schon in früher Morgenstunde zwitschern, dann kommt mit diese Liedzeile in den Sinn. Viele kennen es ja, das Lied, in dem Paul Gerhardt die Pracht der Natur und all der schönen Gärten Zier auf's Schönste besingt. Ja. Der nahende Mai lässt aufatmen und löst manche Beklemmung. Aber mit der Freude ist es dann doch gar nicht so einfach nach all den langen Pandemiemonaten und den erschreckenden Kriegsnachrichten. Von den persönlichen Sorgen mal ganz abgesehen. Ich merke doch, wie sich mein Gemüt in dieser schwierigen Zeit ganz schön zusammengezogen hat. Kann schon sein, dass ich auf meinen Gängen den Frühling zwar wohlwollend zur Kenntnis nehme, aber doch nicht wirklich genieße, weil ich mit meinen Gedanken immer noch ganz woanders bin. Und darum denke ich dieser Zeile doch ein wenig nach: ‚Geh aus, mein Herz – und suche Freud….' Offenbar musste auch Paul Gerhardt seinem Herzen einen Stups geben, die Freude auch wirklich zu suchen, die Augen aufzumachen und zu schauen, was ihm da alles Schönes entgegenkommt auf seinen Spaziergängen. Offenbar reicht es nicht, bloß darauf zu warten, dass die Freude mal endlich zu mir kommt. Wenn mein Herz sich nicht öffnen will, geht sie an mir vorbei. Freude suchen – das bedeutet wohl: genießen können. Das Licht in den Bäumen, die milde Luft, die leuchtende Farbe der Blume. Oder auch den Kaffee am Morgen, die Dusche, die mich wach macht. Es hat nichts mit Luxus zu tun. Aber, das merke ich immer wieder, doch etwas mit Zeit – mit dem kleinen Augenblick des Verweilens, den es braucht, bis das, was mir da vor Augen ist oder auf der Haut auch wirklich bei mir ankommt, bis ich es spüre: Luft und Duft und Geschmack – was immer mich gerade erreicht. Ich bin gar nicht so gut in diesem Verweilen, bin immer auf Tempo eingestellt, oft mit den Gedanken sonstwo. Muss es immer wieder üben: Geh aus, mein Herz und suche Freud. Wenn ich es besser könnte, müsste ich wohl auch gar nicht so viel Geld ausgeben. Was sich ja empfiehlt jetzt, wo alles teurer wird. Der Gedanke gefällt mir: Nicht zuerst ans Verzichten denken, sondern vielmehr das Genießen üben.